



Feierabend



Versunkene Welt.

Kein großes Ereignis vergeht spurlos in der Erinnerung der Menschheit und wie wir in der bei allen Naturvölkern der nördlichen Hemisphäre verbreiteten Sintflut Sage nur einen Nachklang der großen Eiszeit haben, so haben alle Sagen von verschollenen Erdteilen, von versunkenen Städten einen wirklichen Hintergrund.

Schon Plato, der große griechische Philosoph, beschäftigte sich mit diesen Ueberlieferungen und er selbst hatte seine Kenntnisse von einem ägyptischen Priester, der aus dem Schatz seines Geheimwissens heraus dem weisen Griechen Solon die Kunde von einem blühenden Kulturstaat ältester Zeit übermittelt hatte. Nach Plato lag dieses Land „außerhalb der Meeresenge“ (Gibraltar) und war „größer als Asien und Ägypten zusammen“. Tausend Jahre vor Platons Zeit, daß heißt also, heute vor über elftausend Jahren, soll dies Land im Weltmeer versunken sein. Man hat dieses „Atlantis“ schon überall gesucht. Frobenius glaubte es in Togo, der Schwede Rudbeck in seinem nordischen Vaterland wiederzufinden, und die Mehrzahl der Gelehrten glaubte, daß es sich um die spanische Stadt Tartessos handle. Die Wahrheit über Atlantis ist dank dem kürzlich in Grönland umgekommenen Geologen Alfred Wegener in den letzten Jahren wenigstens in groben Umrissen bekannt geworden: Atlantis ist nichts anderes, als der große Erdriß, der einst die Brücke zwischen Nordamerika und Europa-Afrika bildete. Nur dürfen wir uns das nicht so vorstellen, als ob Atlantis an einem Tag im Meer versunken wäre. Geologische Veränderungen vollziehen sich allmählich, und so fand jener primitive Menschenstamm, der im zweiten Teil der sogenannten alten Steinzeit nach Europa und Afrika gelangte, genügend Zeit, die versinkende Heimat zu verlassen. Bis vor kurzem war es merkwürdig, woher der Eiszeitmensch so ganz plötzlich seine künstlerischen Fähigkeiten, die wir noch heute vor allem an seinen Felsmalereien bewundern, gewonnen hätte. Und nun stellt sich auf Grund der Atlantistheorie heraus, daß wir gar nicht unsere Ursprünge in der Neandertalrassse haben, sondern von jenen Atlantisebewohnern, die im Jungpaläolithikum auftauchen und die wir unter dem Namen Cromagnonrassse zusammenfassen, herkommen.

Die versunkene Stadt.

„Heut' bin ich über Rungholt gefahren, die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren,“ be-

ginnt eine der schönsten Meeresballaden, in der Ditlev von Biliencron besingt, wie das Vineta der Nordsee in einer furchtbaren Sturmflut vom Blanken Hans geholt wurde. Wie allen Sagen liegt der Rungholthymne ein historisches Geschehen zugrunde. Einst war Rungholt eine blühende Stadt am Strande einer riesigen ostfriesischen Insel, die von der Marcellusflut vor sechshundert Jahren bis auf ein paar Felsen überflutet wurde und nie wieder auftauchte. Der Sage nach wurde Rungholt mit allen Bewohnern wegen eines schweren Kirchenrevells vom Erdboden getilgt, um alle sieben Jahre in der Johannisnacht aus den Wellen wieder aufzutanken. Dieses sagenhafte Wiederauftanken ist nun in gewissem Maße Wirklichkeit. Das Gelände, auf dem Rungholt einst lag, steigt infolge Verlagerung der Meeresströmungen allmählich wieder auf, und bei kräftigem Landwind liegt die Fläche zur Ebbezeit trocken. Reste alter Deiche und Gebäude, Spuren von Ackerfeldern, Brunnenanlagen, ja selbst Kennzeichen des ehemaligen Friedhofes, dazu Waffen und Hausgerät sind entdeckt worden. Es ist wirklich so, wie die Ueberlieferung berichtet hat: Rungholt war einstmal eine blühende Handelsstadt.

Aber wie ist es mit Vineta selbst? Ist die altbekannte Geschichte von der im Meer versunkenen Stadt, deren Glocken noch immer klingen, wirklich nur eine schöne Sage? Nein, sie ist keine Sage. Es hat diese Stadt schon einmal gegeben, wenn ihr Name N u m n e oder N o m b e r g auch längst nicht so wohlklingend war wie Vineta. Sie lag auf Wedom an der Bevenmündung. Nach allem, was die Ueberlieferung sagt, muß es eine reiche blühende Stadt gewesen sein. Allerdings war ihr Schicksal anders als das Rungholts. Bereits im Jahre elfhundert wurde die reiche wendische Hafenstadt von den Dänen gründlich zerstört, und erst zweihundert Jahre später verschlang das Wasser in der Allerheiligenflut von 1301, der größten historischen Flut der Ostsee, die Ruinen Numne-Vineta's. Heute sind die Stadtrümpfe natürlich vom Meeresstrand überdeckt, und alle Tauchversuche haben bisher den Schleier nicht weiter lüften können.

Die Osterinsel.

Wenn die nördliche Halbkugel in dem sagenhaften Atlantis ihr größtes geologisches Rätsel

hat, so gibt uns die südliche Erdhalbkugel mit den steinernen Zeugen einer unbekanntenen frühen Kulturepoche ein fast unlösbares Rätsel auf. Vor allem die winzige Osterinsel, die viertausend Kilometer westlich von Valparaiso aus dem Stillen Ocean emporragt, hat Anlaß zu allen möglichen Theorien gegeben, die sich teilweise mit den Ueberlieferungen der Südseeinsulaner decken. Auf der Osterinsel gibt es befanntlich Hunderte von zwanzig, dreißig Meter hohen Steinkolosse, die zu irgendwelchen kultischen Zwecken am Strande aufgestellt wurden. Es ist technisch unvorstellbar, wie eine primitive Urbevölkerung einer winzigen Insel derartige Steinkolosse bearbeiten und vor allem transportieren konnte. Selbst heute im Zeitalter der Technik wäre die Aufrihtung einer derartigen Statue mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden. Als die Insel knapp vor zweihundert Jahren entdeckt wurde, lebten dort nur ein paar tausend heruntergekommene Inselbewohner, die selbst nicht wußten, welche Bedeutung die Steine hatten. Es sind Denkmäler einer untergegangenen Rasse, die keinerlei Spuren hinterlassen hat, außer diesen Steinkolosse, die sich auf der Osterinsel und in ähnlicher Art auf den weit abgelegenen Salomoninseln finden. Es gibt kaum eine andere Erklärung dafür — und die geologische Wissenschaft scheint es zu bestätigen — daß einstmal eine große Landbrücke zwischen Asien und Südamerika bestanden haben muß, die eine untergegangene Menschenrasse bevölkerte.

Das Land Ophir.

Wie sieht es mit Ophir, von dem die Bibel an zwei Stellen berichtet? Ist es wahr, daß die von Salomo ausgesendeten Schiffe nach drei Jahren zurückkamen und neben Elfenbein, Silber, Affen und Fäuen vierhundertfünfzig Zentner Gold dem König zurückbrachten, so daß sogar die berühmte Königin von Saba eigens von Südarabien nach Jerusalem reiste, um die Schätze zu besichtigen? Es hat einmal ein Goldland Ophir gegeben und die israelitischen Könige haben mehrere Expeditionen dorthin ausgesendet, bis einmal um das Jahr 900 v. Chr. ein von Josaphat veranstalteter Zug jämmerlich scheiterte, indem sämtliche Schiffe untergingen. Es gibt wohl keine Gegend der Welt, wo man das sagenhafte Goldland nicht gesucht hat. Vor allem Südarabien galt jahrhundertlang als die

Stelle, wo Ophir gelegen haben soll. Aber das ist natürlich unmöglich. Aber wenn es ein Land Ophir gab — wo lag es? Es lag im heutigen Südafrika, im Hinterland der Sosalaküste, und noch heute gibt es dort die Reste einer merkwürdigen Goldgräberstadt. Wie alt diese Ruinen von Simbabwe sind, weiß man nicht, ebenso wie es schwer verständlich ist, daß die Phönizier und Israeliten so weit in das Innere Südafrikas eingedrungen sein sollen. Aber wenn es nach den Berichten im Alten Testament so scheint, als ob Ophir an der Küste gelegen hätte, so ist dieser Widerspruch zu der Lage von Simbabwe leicht begreiflich. Derart wertvolle Handelsgebiete, wie es Ophir dargestellt haben muß, umhüllt man gern mit dem Schleier des Geheimnisses. Soweit ist also die Ophirfrage geklärt, rätselhaft

ist nur und wird es wohl immer bleiben, was für eine Rasse Simbabwe und seine Umgebung bewohnt hat. Die Ruinen der Stadt und die Goldminen, deren Reste sich in ihrer Nähe noch nachzusehen finden, beweisen eine relativ hohe Kulturstufe. Aber andere Spuren sind nicht vorhanden.

Man sollte eigentlich derartige Geheimnisse nicht zu enthüllen versuchen. Vineta — eine wendische Handelsstadt. Ophir — irgendein Regierstaat. Atlantis — ein Erdteil, dessen Grenzen sich wissenschaftlich genau umschreiben lassen . . . wieviel schöner ist doch die Sage von der Stadt, deren Glocken man heute noch klingen hört, wenn man darüber hinfährt, oder dem Land Ophir, reich an Gold, Silber und Elfenbein und geheimnisvoll wie die Insel.

Man fragt sich vielleicht, warum ich eigentlich dieses Bekenntnis ablene. Man glaube nicht, ich tue es deshalb, um mich zu rechtfertigen. Aber ich bin im Bilde, was darüber im Belanmentkreis gemunkelt wird. Gute Freunde wiederholen, ich trage ungeduldig ein Joch; sie sind der Meinung, Rosine schicke mich von der Welt ab, ich sei ihr Opfer, ihr Sündel. Ich mache mir nichts daraus! Mögen sie sagen, was sie wollen! Aber was mir schrecklich wäre, wenn dieses Gerücht bis zu Rosine dringen sollte und sie vermuten müßte, ich legte mir Zwang auf, sie zu ertragen. Ihr ganzes Glück würde vernichtet sein, und alles, was ich tun und sagen könnte, könnte ihr die Ruhe nicht wiedergeben. Daß ich sie geheiratet habe, tat ich mehr meinetwegen als um ihrerwillen, ihr zu beweisen, daß nichts an meiner Zärtlichkeit gebricht war und ich denken darf: „Dieses Glück habe ich ihr geschaffen . . .“

Und es ist in der Tat die Belohnung für ein Leben, das vielleicht nicht immer erbaulich gewesen ist, und der Loskauf für einige glücklicherweise nie grausame Torheiten . . .

Die Häßliche.

Von Robert Dieudonné.

Ich begegnete ihr zum erstenmal auf irgend einem öffentlichen Fest; niemand beschäftigte sich mit ihr, sie schien arm, und sie war häßlich. Nicht häßlich von einer abstoßenden Häßlichkeit, sondern häßlich, weil jede Einzelheit ihres Gesichtes häßlich war: Tieraugen fast ohne Weißes und völlig glanzlos; eine große Nase, ein Mund ohne Lächeln und voll Traurigkeit; die Haare schütter, die Hände zu schwer, und ein Kleid, nicht schlechter als ein anders, doch erschien es auf ihrem Körper so gänzlich ohne Anziehung, ohne Koteretterie. Ihr Körper? Aber es war keine Rede davon, ihren Körper anzusehen, wenn man ihr Gesicht gesehen hatte . . .

Ein Unstern lag auf ihr, der sich an solche Menschen heftet, die nie geliebt worden sind . . .

Wenn ich mit ihr gesprochen habe, wenn ich ihr den Hof machte, so geschah es lediglich deshalb, um der öffentlichen Meinung Trost zu bieten. Gerade damals hatte ich einen, vielleicht ein wenig überschätzten Ruf; aber meine Kameraden fürchteten mich, denn wenn sie eine gute Freundin hatten, die ihnen wert war, zeigten sie sie mir nicht.

Und an jenem Abend hätte ich nur ein Zeichen zu machen brauchen — ich rühme mich dessen nicht! — und das hübscheste Persönchen des ganzen Festes wäre mir in die Arme gesunken.

Aber dieses unscheinbare Mädchen in seiner Ecke — ich behaupte nicht, daß es mich rührte, und ich will bei der Wahrheit bleiben: ich beachtete nur einen törichten Scherz mit ihr — Ja, es war nicht sehr schön von mir, ich weiß es wohl, aber, nicht wahr? man soll nicht auf Abenteuer ausziehen, weil man nie sicher ist, wohin solche Wege führen . . .

Ich setzte mich neben sie und sagte ihr Schmeicheleien, die ich meinem Repertoire entlehnte. Sie unterbrach mich im Augenblick: „Ich bitte Sie, mein Herr, warum erzählen Sie mir derlei Dinge? Und Sie besonders . . . Ich kenne Sie; Freunde sprachen mir von Ihnen . . . Warum spotten Sie meiner? Lassen Sie mich . . .“

Und wenn ich sie gelassen hätte, würde ich ihr noch mehr Kummer verursacht haben! In diesem Moment meinte ich, ich könnte ein gutes Werk tun, ihr die Illusion einer aufrichtigen Zuneigung zu geben; sie glauben zu machen, daß ich sie einen Abend lang wirklich liebte, mit allem, was dieser Gedanke in sich schließt. Wenn sie in diesen Stunden allfällig war, hatte ich ihr dann nicht eine bleibende Erinnerung, eine ziemlich tröstliche Illusion geschaffen? Denn ich bin nicht böse von Natur, und ich dachte

nicht eine Sekunde an den Kummer, den sie hinterher empfinden mußte . . .

Und dies hat nun zehn Jahre gedauert und wird noch dauern, da ich ihr nicht gleich im Anfang zu gestehen gewagt hatte: „Und nun, meine Teure, verabschiede dich! Weil ich mich genug über Sie amüsiert habe!“ Zunächst wagte ich es nicht . . . Und dann, später, wie soll ich es erklären, war an Stelle des Mitleids, das mich allein beherrschte, ein sehr warmes Gefühl getreten, und es hinderte mich, sie zu verlassen. Vielleicht war diese Empfindung härter als ein Egoismus; und Rosines vollkommene Dankbarkeit, ihre Liebe heizte meinen Respekt, und allmählich entwickelte sich in meiner Brust eine tiefe Zärtlichkeit für sie, denn ich bin wirklich kein Trottel, und das Herz sieht mir am rechten Fleck.

Ich berichte hier keine Geschichten, suche nach keiner Entschuldigung — als wenn ich die nötig hätte! Ich habe am ersten Abend in Rosine eine solche Freude erlebt, daß ich dieses Gefühl in ihr nicht vermindern wollte. Ich wies ihre Dankbarkeit nicht zurück und ließ ihre Begeisterung nicht durch Grausamkeit ersticken. Ich sagte ihr nicht mit einem Gelächter: „Kein Morgen!“ Und als sie von mir ging, war ich es, der ihr zurief, ehe sie ein Versprechen verlangte: „Auf heute Abend! Ich hole dich ab . . .“

„Ist das wahr?“

„Ich verspreche es!“

Und ich hielt mein Versprechen, das einfachste von der Welt, nicht mit dem Empfinden, mir eine Last aufzuerlegen, sondern freudig, als ob ich das Meisterwerk erfüllen ging, ein Glück zu realisieren.

Es ist ein Augenblick gekommen, da ich nicht an sie, sondern an mich dachte: ich hatte Furcht, sie zu verlieren. Keine andere Frau wäre fähig gewesen, mich zu lieben, wie sie mich noch liebt. Seit zehn Jahren denkt sie nur an mich, und ich weiß nicht, ob die Leute sich darüber Rechenschaft ablegen, aber was tut das! Jedenfalls hat die Freude Rosine völlig verwandelt, sie verblüht! Ich lese in ihrem Blick einen solchen Jubel, daß ich jeden Moment versucht bin, mir wegen meines Erfolges zu gratulieren. Denn es ist nicht gar so leicht, eine Frau glücklich zu machen.

Ich gehe sogar noch, festzustellen, daß die Schönheit mir nicht diese Sicherheit, dieses Vertrauen hätte geben können, mir nicht die Gewißheit verschafft haben würde, bis zur Aufopferung, bis zur Verzichtleistung geliebt zu werden.

Urwälder verschlingen Tempelstädte.

Die Tempelstädte, die das untergegangene arische Riesenvolk der Ägypter im heutigen französisch-hinterindien in dem Grenzgebiet zwischen Siam und Kambodscha geschaffen haben, gehören zu den größten Wundern menschlicher Leistungsfähigkeit. In einem Reich, das 30 Millionen zählte und in Anfor ein Zentrum großartiger Kultur geschaffen hatte, entstanden diese mächtigen Tempel, die über und über mit Reliefs bedeckt sind. Die französische Verwaltung macht große Anstrengungen, diese verlassenen Bauten zu erhalten, aber der ringsum herrschende Urwald ist stärker als Menschenmacht und verschlingt allmählich mit seiner üppigen Vegetation diese Herrlichkeiten. Diesen Sieg der Natur über die Kunst schildert eine Forscherin folgendermaßen: „Dieser Tempel in ihren verwunschenen grünen, triefenden Urwaldgräben! Man steigt über smaragdgrüne Blöcke, schlüpft durch Säulengänge von edelsten Profilen, durch Korridoren, Hallen, die durch Baumkolosse überschattet sind; Farne, riesige üppigastige Blätter bekränzen die Fische, die noch nicht eingestürzt sind, überwuchern und begraben die Hausen bereits gestürzter. Unerhörte, unheimliche Wurzelreptilien klettern und zwängen sich zwischen die gewaltigen massiven Bauten und bersten sie auseinander. Mitten in Trümmern und Wachstum ragt ein unerbitlich auf ein Schwert sich stützend steinerner Torwächter, andere Lehen und liegen daneben, grün wie Smaragd und von seltsamem, starrem Leben. Zwei der größten Tempel sind noch vollkommen erhalten. Und über dem älteren von ihnen, „Bayon“ geheissen, ragt eine große Menge Türme in einer Form wie die Mitren der Priester. Aus diesen Quadergebilden lächeln nach allen Richtungen des Himmels riesige Antlitz hervor, und nach allen Richtungen der Stadt sind gewaltige Fortürme. Die ebenfalls diese lächelnden Antlitz enthalten.“ Alle diese Werke, die Menschenhand für die Ewigkeit geschaffen zu haben schien, erliegen dem Wachstum der Tropen: „Ein Sämling fällt, ein Keim drängt, eine Wurzel zwängt, und nun zwängen und drängen sie diese Quaderanhäufungen aus der Richtung. Viele herrliche Tempel sind vollständig in Trümmer gesunken, andere sind umklammert und zerdrückt von den Riesengliedern der Waldherrscher.“

Briefmarken und Politik.

Von Kurt Döbereck.

Weil in Deutschland alle Spießer und Kleinbürger wild geworden sind, deshalb gab es für die dortigen Mitglieder der Briefmarkensammlervereine keinen Grund mehr, normal zu bleiben. Sie versielen in eine besonders komische Art des Irrefeins, vergaßen die angestammten Diktatoren Katalog und Händler und wählten sich einen „Führer“. Der also Blamierte stand prompt auf und hielt eine Rede. „Volksgenossen, Briefmarken haben zwar nichts mit Religion und Weltanschauung zu tun, aber der überwältigende Durchbruch der Nation muß auch hier bei uns seelisch und statutenmäßig . . .“

Obwohl der herrlich Erhöhte hier eine weitverbreitete Meinung verzapft hat, ist er seelisch und statutenmäßig im Unrecht. Briefmarken haben immer etwas mit Religion und Weltanschauung zu tun. Briefmarken sind ein sehr gut die herrschenden Kräfte anzeigendes Instrument. Gerade die Deutschen sind ein Musterbeispiel dafür. Ein Blick auf die deutschen Briefmarken hätte manchmal besser über die politische Lage unterrichtet, als ein Querschnitt der Zeitungen tat.

Wer herrschte im Vorkriegsdeutschland? Der preußisch-sture Bürokrat! Wer thronte auf den Vorkriegsbriefmarken? Die preußisch-gepanzerte Germania! Wer herrschte in langen Nachkriegsjahren in Deutschland? Der preußisch-sture Bürokrat! Wer thronte in langen Nachkriegsjahren auf den deutschen Briefmarken? Die preußisch-gepanzerte Germania! Sonderbare Verwaltungsrepublikaner ließen sich einreden, daß es zur Vorbereitung einer neuen Briefmarke vieler, vieler Jahre bedürfe. Eine Serie neuer Marken wurden ja fabriziert, aber nur vorübergehend und für den Feiertag. Es waren die drei Marken für die deutsche Nationalversammlung. Wer die Geschichte der Nationalversammlung nicht kennt — in Braag kann man die Marken dazu noch sehen. Idealistisches Wollen, blasse Ausführung, keine Kraft und keine Farbe, das waren die Rubelmarken der Deutschen Nationalversammlung.

Dann kam wieder der Alltag mit der Germania und dann die Inflation. Eine Serie von Briefmarken mit Arbeiterbildern, die endlich aufstehen wollte, wurde durch die Herrschaft der Zahl, durch den Taumel der Millionen und Milliarden hinweggespült. Am Ende der Inflation waren die schönsten Blümenträume der jun-

gen Republik vorbei. Es kam der strenge Preußenader auf den Marken. Das Symbol der preußischen Verwaltungskunst. Auch der Adler ging und die besten Jahre. Die „Köpfe“ kamen und auf der Zehnpfennigmarke sah der Fredericus Rex. Es ist ein Symbol, was nun geschah. Die Republikaner erklärten das für eine unerhörte Provokation. Sie machten die Augen zu und klebten nur Fünfpennigmarken mit dem Schiller. Aber Fredericus Rex blieb!

Wenn man auf den deutschen Marken Weltanschauung studieren konnte, — auf den gleichzeitigen bayerischen Ausgaben gibt es Weltanschauung und Religion. Die Bayern nahmen erst ihren König und überdrückten ihn mit „Volkstaat“. Als sie sich nach wenigen Wochen vom ersten Schreck erholt hatten, überdrückten sie ihn mit „Freistaat“. Während der Räterepublik flüchtete die Regierung aus München und konnte deshalb keine Briefmarken mehr drucken. Die Berliner sprangen ein und mit dem siegreich in München einziehenden General von Epp, dem damaligen Schlächter der unabhängig-sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, dem heutigen Nazidiktator von München, zog die Serie der preußisch-gepanzerten Germania-briefmarke in Bayern ein. Ihr Panzer war zwar mit dem irreführenden „Freistaat Bayern“ verdeckt, aber ihr gekrönter Kopf starrte frech über die Maskierung. Es ist angesichts dieser Entwicklung verständlich, daß bei der endgültigen bayerischen Markenserie auch die katholische Reaktion gebührend berücksichtigt werden mußte. Bayern bekam seine schwarze, wirklich schwarze Briefmarke mit der „Patrona Bavaria“. Diese merkwürdige bayerische Schutzheilige hatte sogar ein Kind auf dem Arm. Ein sozialdemokratischer Redakteur, der in seiner Zeitung erzählte, wie sehr er über den Vater des Kindeleins nachgrübelte und ihn doch nicht gefunden hätte, wurde schleunigst wegen Gotteslästerung eingekerkert. Ein Zeichen, daß die Katholiken doch bestimmte Vermutungen über die Vaterchaft hegen. Religion hat also sehr wohl etwas mit Briefmarken zu tun.

Da diese philatelistischen Ueberlegungen nicht nur für Deutschland gelten, sondern für alle Staaten angewendet werden können, wird man zum Schluß erkennen, welche lebendiger Anschauungsunterricht auch schon diese kleinen Markenbildchen sind.

Arbeiter als Erfinder.

Manche Erfindungen verdanken dem Zufall ihre Entstehung. So entdeckte ein spielendes Kind das automatische Ventil für Dampfmaschinen, ein Berliner Farbenmischer die Blausäure, ein sächsischer Schmied die Porzellanerde und ein italienischer Gärtner das Barometer. Die Geschichte der Erfindungen kennt darüber hinaus noch viele Beispiele derartiger wichtiger Entdeckungen, die dem Zufall oder der Akasheit, dem Mißgeschick oder vielfähriger Beobachtung zu verdanken waren.

Wie die Seife entdeckt wurde.

Einst ging eine Wäscherin aus Savona auf ein Schiff, das mit Olivenöl beladen war, um die Wäsche der Matrosen zu reinigen. Sie steckte die öligen Mäntel und Kleider in das sodage tränkte Wasser und stellte die Wäsche auf's Deck zum Erkalten. Dann ging sie ihrer weite-

ren Arbeit nach. Später, als sie nach der Wäsche schaute, staunte sie nicht wenig, als sie eine weiße, harte Masse fand, die wunderbar schäumte, als sie in eine heiße Brühe kam. Die Seife war erfunden!

Die falsche Mischung.

Man soll, wenn man arbeitet, seine Gedanken beisammen haben und nicht vergehlich sein. Das mußte auch ein Arbeiter in einer Papierfabrik in Berkshire in England feststellen, als er vergaß, dem üblichen Brei, aus dem Papier gemacht wurde, die bestimmte Leimmenge zuzufügen. Die ganze Masse war verdorben und sollte vernichtet werden. Aber siehe da, was entstand aus der so verdorbenen Masse? Ein Papier, das die seltsame Eigenschaft besaß, Tinte aufzunehmen, ohne die Schrift zu verwischen. Vorbei mit dem Streusand, das Löschpapier war erfunden! Der Fabrikant in Berkshire stellte nur noch Löschpapier her und wurde ein reicher Mann.

Das U & C des „dritten Reiches“

Prinz Kuwi ist ein Hohenzoller, Aufbruch: Gleichwort für Massenkiller.

Das Braunhemd hebt den Mannesmut, Boylott ist oft als Dämpfer gut.

Geut' sieht man viel Canossa-Gänge, Der deutsche Christ trägt Haßgefänge.

Im Dritten Deutschland ist's famos, Nur Dachau ist noch kein Davos.

Professor Einstein ist geflohen, Erzbergers Mörder sind Heroen.

Mit Feuerwerk wird nicht gepart, Die Flucht ist eine Todesart.

Germanen sieht man rechts und links, Nur Goebbels stört als Rassenphing.

Das Halentreuz ist Geklers Hut, „Geil Hitler!“ heißt der Gruktribut.

Im Inland schweigt's von Butschgelüsten, Die Industrie wünscht aufzurüsten.

Den Juden prügelt und beraubt man, Johst wird ernannt zum (Gerhart) Hauptmann.

Der Stiefel tritt, der Knüppel haut, Der Kommunist ist nicht erbaut.

Vorm Reichsgericht tut Lubbe wurstig, Der Dr. Ley ist allzeit durstig.

Der Landesbischof Müller heißt, Das Mundwerk schafft es doch zumeist.

Der Nazi sucht im Wehrsport Kraft, Was Ordnung ist, scheint schleierhaft.

Der Oraf süß zum Anschluß lockt, Der Oesterreicher schweigt und bockt.

Braucht ein Programm denn die Partei? Der Nazifist ist vogelfrei!

Quex heißt der Tonfilm-Hitlerjunge, Quatsch trieft von mancher Führerzunge.

Denk' an die Kasse, deutsche Mutter, Revanche braucht Kanonenfutter.

SA-, SS-Volk, Gott erhalt's, Der Schlotbaron im Ruhrland zahl't's.

Die Tarnung hält nicht immer dicht, Auch nackt schämt sich der Terror nicht.

Wir sind Unadel dieser Erde, Die anderen: Untermenschen-Herde.

Verfassung ist ein Wisch, papiernen, Volkskanzler soll man nicht genieren.

Wilhelmus Rex empfahl sich stumm, Dem Geist von Weimar nimmt man's krumm.

Sozialismus? O du Tor! Ein K fürs U macht leicht sich vor.

Die Zinsknechtschaft ist nicht zu brechen, So manches Ziel bleibt Zweckverbrechen.

D. Se.

Glasler entdeckt Glasähnung.

Ein Nürnberger Glasler, der viel mit Scheidewasser arbeitete, sah, als ein Tropfen Scheidewasser auf ein Brillenglas fiel, wie dieses Glas sehr stark angegriffen wurde. Das veranlaßte ihn zu mehreren Versuchen. Einer glückte. Mit Firnis malte er eine Figur aufs Glas und bestrich das Ganze mit Scheidewasser. Was kam heraus? Deutlich und sichtbar hob sich die Figur ab und die Glasähnung, die noch eine große Entwicklung durchmachte, war erfunden! So wurden Arbeiter durch Zufall zu Erfindern und Entdeckern.
Karl Leonhardt

Wie entstehen Volksagen.

Wie entstehen Volksagen? Darüber konnte man sich jetzt in Irland belehren lassen, wo eine seltsame Naturerscheinung die recht abergläubische Landbevölkerung beunruhigt. In der irischen Grafschaft Sligo gibt es einen See mit dem Namen Lough Na Suil; er hat eine Oberfläche von 45 Ar und ist etwa zehn Meter tief. Nach einer alten Sage bildete sich der See aus dem Auge des Giganten Balor, der in jener Gegend von dem Riesen Nuadha getötet worden sein soll, nachdem ihm vorher im Kampf ein Auge ausgeschlagen wurde. Alle hundert Jahre, so geht die Legende, verschwindet der See unter unheimlichen Erscheinungen, dann gehe der Geist Balors in der Gegend um.

Vor einem Monat verschwand nun tatsächlich das Wasser aus dem Becken des Lough Na Suil. Eines Montagabends wanderten Touristen durch das trockene Bett. Sie hörten ein fernes Grollen, ein leises Donnern, das aus einem kleinen Vulkan zu kommen schien. Als man dem Geräusch nachging, zeigte es sich, daß es von einer Uferquelle herrührte, aus der mit Erde vermischtes Wasser sprudelte. Ein Mann, der sich zu weit vorgewagt hatte, vermochte gerade im letzten Augenblick noch zurückzuspringen. In wenigen Minuten füllte sich das Becken wieder und der See war von neuem entstanden. Woher stammte nun die Sage vom ausgelassenen Auge?

Auf dem Grund des ausgetrockneten Seebeckens fand man eine Döhlung von sieben Meter Länge und sechs Meter Breite, die die Form eines Auges hatte. Offenbar entleert sich der See infolge bisher unbekannter geologischer Umstände in gewissen Abständen, und dann wird das „Auge“ der Landbevölkerung sichtbar. Die seltsamen Naturerscheinungen sind aber noch nicht ganz vorüber. Anfang September ist der See jetzt plötzlich zum zweitenmal ausgetrocknet. Der Uferbewohner Michael Gaffney, der ihn diesmal verschwinden sah, erklärt, daß er bei diesem Anblick von Furcht gepackt wurde. Es sei ein Geräusch zu hören gewesen, das einer Vielzahl von Stimmen glich, die um einen Toten klagten. Gewiß wäre der Ire Gaffney nicht auf diesen Vergleich gefallen, hätte er nicht die Sage gekannt, die sich um diesen See spinnt. Andererseits ist es begreiflich, daß die Landbevölkerung rings um den Lough Na Suil das leere Seebecken nur mit einem unheimlichen Gefühl betrachtet.

Wißt ihr schon? . . .

Nach Ansicht eines amerikanischen Sachverständigen sind die im Winter geborenen Kinder am gesündesten.

Die allernüchste Liebhaberei in San Francisco ist das Kolliduhlaufen. Jung und alt benutzen die Kolliduhbe als Beförderungsmittel.

Nach Ansicht eines berühmten Arztes sind die heutigen Schlankheitskurten noch schädlicher als das früher übliche feste Einschnüren des Körpers, da unsere Nerven einer Fettigkeit zum Zahn bedürfen.

Beim Fliegen in großen Höhen entstehen Erscheinungen, die denen des Alkoholrausches ganz ähnlich sind: die von dem Höhenrausch Befallenen sind reizbar, freischützig, apathisch und schläfrig.

Griechen, Römer und Araber bedienten sich schon der Vriestauben. Nach Plinius wurden aber gelegentlich auch Schwalben benutzt.

Es gibt in der Welt schätzungsweise mehr als 30 Millionen verschiedene Bücher.

Das sehr seltene und sehr schwere Uran ist ein Metall, das in Form eines schwarzen Pulvers vorkommt, in geschmolzenem Zustand aber nickelsänzlich ist. Uran ist so leicht entzündlich, daß schon die gewöhnliche Zimmertemperatur genügt, es in Brand zu setzen. Es gehört also zu den allerfeuergefährlichsten Stoffen, die es überhaupt gibt. In reinem Zustande ist Uran daher nicht verwendbar, wohl aber läßt es sich in einer Mischung mit Eisen zu sehr feinem Stahl verarbeiten. Uran wird mit Hilfe von Elektrizität geschmolzen.

Im nächsten Jahr ist ein Weltfliegen von England nach Australien geplant, im Zusammenhang mit der Hundertjahrfeier von Melbourne. An diesem Wettstreit werden sich die Flieger der ganzen Welt beteiligen können. Als erster Preis soll die Summe von 10.000 Pfund ausgesetzt werden. Man hofft dadurch einen regelmäßigen Flugverkehr nach Australien in die Wege zu leiten.

Der Mensch braucht durchschnittlich in einem Jahr etwa 220 Kilo Fleisch oder Fischer, 780 Kilo Brot oder Getreide verschiedener Arten, etwa die gleiche Menge Kartoffeln, Obst und Gemüse, Butter, Käse und Zucker, im ganzen also etwa eine Tonne Nahrungsmittel. Da aber nur ein Fünftel der Bevölkerung der Welt in der Landwirtschaft tätig ist, muß jeder, der Landwirtschaft betreibt, für zwanzig Menschen Lebensmittel erzeugen und also im Laufe von zwölf Monaten etwa zehn Tonnen Weizen, Mehl, Kartoffeln oder dergleichen hervorbringen. Auch die Fischer müssen pro Mann etwa zehn Tonnen jährlich aus dem Wasser holen.

— Weiteres. —

Das moderne Mädchen. Hubert besuchte Elli. „Fräulein Elli,“ sagte er, „es ist mir wirklich peinlich, aber ich muß Sie etwas fragen.“ — „Bitte,“ sagte Elli kühl. — „Schon lange wollte ich es tun — aber mir fehlte der Mut. Wollen Sie meine Frau werden?“ — Da fing Elli zu lachen an. „Herrgott — und ich dachte schon, Sie wollten mich anpumpen.“

Dilemma. „Erna, warum so verzweifelt?“ — „Ich liebe und werde geliebt.“ — „Dann ist man doch glücklich!“ — „Ja, wenn's ein und derselbe wäre!“

Indizien. „Wo kommst du her?“ — „Vom Bahnhof. Frau abfahren lassen.“ — „Und woher hast du den schwarzen Fleck am Mund?“ — „Lokomotive geküßt.“

Erkannt. Kölbchen interessiert sich in Schönbrunn für eine reizende Blondine. Kölbchen spricht sie an: „Pardon, gnädiges Fräulein . . . Ich glaube, ich bin Ihnen schon beim Affenhaus aufgefallen.“ — „Stimmt! Aber sagen Sie um Gotteswillen, wer hat Sie heraufgelassen?“

Die Gegend. Arzt: „In welcher Gegend haben Sie diese Schmerzen zuerst verspürt?“ — Patient: „Am Südbahnhof, Herr Doktor.“

Große Gesellschaft im Wochenendhaus. „Max, kommst du Sonntag nicht mal mit zu meinem Wochenendhaus?“ — „Wochenendhaus? Wo ist denn dein Wochenendhaus?“ — „Draußen in Buchholz. Wundervoll, sag' ich dir, mitten im Wald, ganz einsam, ein ganz fabelhaftes Plätzchen! Komm doch mal mit!“ — „Was macht ihr denn da draußen in deinem Wochenendhaus?“ — „Was wir machen? Wir singen,

wir tanzen, gehen spazieren, machen Gesellschaftsspiele, Pfänderverloren — wir amüsieren uns köstlich!“ — „Wie viele seid ihr denn da?“ — „Wie viele? Also — wenn du kommst, sind wir zwei . . .“

Noch besser. . . . und nun nennt mir einige Dinge, die durchsichtig sind.“ — „Glas!“ — „Gut — Schmidt, weiter!“ — „Schlüssel-schlüssel!“

Begreiflich. „Peter, hast du das Buch, das dir Onkel Heinrich an Weihnachten geschenkt hat, schon angesehen?“ — „Nein, noch nicht, Papa!“ — „Warum denn nicht?“ — „Mama hat gesagt, ich müsse mir vorher die Hände waschen!“

Die Börse. „Komisch, daß Sie ständig von Frau Bergers seligen Männern sprechen! Sie hat doch nur ihren ersten Mann verloren, von dem zweiten ist sie ja geschieden.“ — „Na, meinen Sie, der ist nicht selig?“

Bei Tag gesehen. „Wie konnten Sie sich einfallen lassen, meine Tochter im Dunkeln zu küssen?“ — „Na — hm — jetzt bei Tageslicht frag ich mich das auch!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarzschneidnitz Nr. 63 bei Teplitz-Schönbau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 162.

Von Wilhelm Hagemann, Braunschweig. Schwarz: Kb4; Ta1, h8; Se7; Bb3 (8).



Weiß: Kh2; Ta6; Le4; Sf7, g7; Be2 (6). Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 159: Ld8-c6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, sämtliche aus Hostomitz; Dinneber Emil, Tetschen; Beniel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Olbert Ernst, Domina (es handelt sich um einen Druckfehler, es ist klar, daß oben Schwarz ist); Rudek Peter, Brütz; es ist klar, daß oben Schwarz ist); Rudek Peter, Brütz; Halbig Johann, Bergesgrün; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Trütsch Gustav, Wisterschau; Stehno Wenzel und Böhm Emil, Sobrusan; Döhnert Max und Mildorf Adolf, Tischau; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtliche aus Kwitzkau; Swoboda Josef, Nechwalitz.

Schachkurs in Bergesgrün bei Oberleutensdorf.

Schachinteressenten werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Schachsparte im IV. Bezirk einen Schachkurs und Schachtag in Mosers Gasthaus in Bergesgrün abhält, Beginn um 9 Uhr früh. Als Abschluß findet nachmittags eine Simultanvorstellung statt. Die Schachgenossen werden ersucht, Schachentensillen mitzubringen. Kursleiter und Reihenspieler ist Genosse Hyna jun., Hostomitz.

Freundschaftswettkampf Wisterschau gegen Türmitz

endete nach 3½stündigem, interessantem Kampfe mit 5:4 für Türmitz. Beiderseits fehlten einige starke Spieler, u. a. die Vereinsmeister. Nachstehend die Paarungen, Türmitz zuerst genannt: Geßler Ad. ½, Schwarz ½; Geßler Ad. ½, Robek ½; Gunkl O., Frisch I.; Hofmann I., Röckl O.; Weiß ½, Schmied ½; Klepsch O., Schramm I.; Seidel ½, Skarwada ½; Häbler I., Mikula O.; Häbisch I., Naitscha O. Der Vergeltungskampf findet am Samstag, den 2. Dezember, in Türmitz statt.